

geordnet ist, gibt Rudolf Lill im „Handbuch der Kirchengeschichte“ (Bd. 6/I, 259f.). Er würdigt Hofbauers Kampf gegen den Josephinismus, fügt aber hinzu: „Hofbauer und seine Freunde... haben auf geheimen Wegen die Kurie vor Vertretern anderer Konzeptionen gewarnt und damit im deutschen Bereich die Denunzierung innerkirchlicher Gegner begonnen, die allenthalben eine peinliche Nebenerscheinung der ultramontanen Konzentration geworden ist“ (265). Auch dies hat leider eine gewisse aktuelle Bedeutung.

„Auf der Vorarbeit des Apostels von Wien aufbauend“ (Fleischmann 269), jedenfalls seinem Geist entsprechend, kam es 1855 zum österreichischen Konkordat, welches die Kirche von staatskirchlichen Einschränkungen befreit hat. Doch darauf beruft sich auch eine Verordnung, „nach der die Protestanten auf den seit Joseph II. üblichen gemeinsamen Friedhöfen abgesondert ohne Glockengeläut und kirchliche Zeremonien begraben werden sollten“ (E. Weinzierl, Die österreichischen Konkordate von 1855 und 1933, München 1960, 96). C. Hofbauer ist 1820 in Wien gestorben, und niemand kann wissen, ob auch er wie damals andere kirchentreue Katholiken diese Verordnung abgelehnt hätte. Ein Kernsatz in seinem Sailer-Gutachten macht dies freilich fraglich. „Ich weiß bestimmt, Sailer hat gesagt, die Kirche habe kein Monopol auf den Heiligen Geist, der ebenso in denen wirke, die zur heiligen Kirche gehören, wie in jenen, die draußen sind, wenn sie nur an Christus glauben“ (254). Diese Feststellung genügt ihm, sie bedarf keines Kommentars. K. Fleischmann, der dieser Problematik in seinem Buch nicht ausweicht, vermerkt, daß sie „sich im Bewußtsein der nachkonziliaren Christen nur noch verschärft“ habe (255), und zitiert einschlägig aus dem ökumenischen Dekret. Auch die Verehrung von Heiligen muß offenkundig

eine „aufgeklärte Erinnerung (Th. Nipperdey) sein.

Der in Mannheim lehrende Philosoph Hans Albert hat jüngst im „Fragebogen“ der FAZ (6. Mai 1988) gesagt, zu den am meisten verachteten Gestalten zählten ihm „die Fanatiker aller Richtungen, auch wenn sie heiliggesprochen wurden“. So kann ein Katholik nicht urteilen. Aber er kann den Hofbauer-Sailer-Konflikt auch nicht verharmlosen, schon deshalb nicht, weil er zum Wesen dieses Mannes gehört. Er muß ihn mitsamt der Kanonisation in die Geschichte des christlichen Glaubens einordnen, dann kann er den heiligen Clemens Maria Hofbauer verstehen und zugleich in den Blick bekommen, daß der Glaube seine Identität nur haben kann in dem geschichtlichen Wandel, in den hinein seine Überlieferung gestellt ist, von Anfang an.

Zum Schluß sei hier – ein wenig im Stil josephinischen Geistes, der aber auch sein Gutes hatte – eine kleine Phantasie erlaubt, zu welcher das sehr lesenswerte Buch von K. Fleischmann anregen kann. Clemens Maria und Johann Michael befinden sich in einer „santa conversazione“, beide mit dem Heiligenschein oder beide ohne diesen. Clemens Maria ist etwas besorgt über die Wallfahrt von 1987, aber Johann Michael beruhigt ihn: „Du hast es gut gemeint und ich habe es gut gemeint, und nun sind wir beide hier in unserer guten Meinung zusammengekommen.“ Clemens Maria schaut seinen Feind aus der Erdenzeit so liebevoll an, wie es nur dort möglich ist. „Hoffen wir, daß es gutgeht“, sagt er, der dort drunten ein so bedenkenloser Kämpfer gewesen ist.

Oskar Köhler

1 Fleischmann, Kornelius: Klemens Maria Hofbauer. Sein Leben und seine Zeit. Köln: Styria 1988. 303 S. Kart. 44,-.

Wenn Frauen trauern

Trauer als Problem ist erst in den letzten Jahrzehnten erkannt worden. Bis dahin galt sie als eine nicht zu hinterfragende Erscheinung, als etwas schlechthin Gegebenes. Über die „Unfähigkeit zu trauern“ haben Alexander und Margarete Mit-

scherlich vor 20 Jahren nachgedacht. Das bis heute nicht überholte Werk spricht weniger über die Trauer um sechs Millionen ermordeter Juden oder um die 20 Millionen Toten in Rußland als über die Trauer, von dem eigenen Größenselbst,

von seinem Idealbild Abschied zu nehmen. Auch das ist Trauer: Die vermeintliche Identität auflösen zu müssen, Abstand zu nehmen von der idealistischen Selbsteinschätzung, Erinnerungen an die eigene Erbärmlichkeit, die eigene Verfehlung, das eigene Unrecht zuzulassen.

Was mir in dem Buch von den beiden Mitscherlichs vor 20 Jahren noch nicht aufgefallen ist, wird heute von Margarete Mitscherlich in ihrem Buch „Erinnerungsarbeit“¹ eindeutig ausgesprochen. Sie sagt, daß die Frauen die Begabteren in der Trauer sind. Sie begründet es folgendermaßen: „Trauerarbeit zu leisten heißt also auch, falsche Hoffnungen und Rollenstereotype aufgeben zu können, sich mit dem Ende einer Beziehung, einer Karriere, des Lebens überhaupt innerlich zu konfrontieren. Das ist für den Mann, der mit der Notwendigkeit zu verzichten in seiner Erziehung und in seinem Leben viel seltener konfrontiert wird als die Frau, besonders schwierig. Für ihn hält die Gesellschaft allerdings auch viele Ausflüchte bereit, mit deren Hilfe er sich der Konfrontation mit Trennung und Trauer, mit dem Tod, aber auch mit dem Abschied von Größenphantasien und den mit Herrschaftsdenken verbundenen Rollenfixierungen entziehen kann. Die unausweichlichen Folgen sind Einengung und Verarmung seines Gefühlslebens. Die mangelnde Einfühlung in seine innere Welt und die der anderen verstärkt die Neigung zu Projektionen und den Aufbau von Feindbildern. Die Folgen haben wir alle zu tragen... Ohne eine schmerzliche Trennungs- und Trauerarbeit gegenüber bisherigen Idealen und Denkmustern geraten wir in Gefahr, Opfer rigider Rationalisierungen, Phantasien und Projektionen zu werden“ (76f.).

Von den Frauen dagegen sagt Margarete Mitscherlich: „Frauen scheinen sich häufiger als Männer mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Trennungen und Einsamkeit beherrschen ihr Leben mehr als das des Mannes, Trennung von Kindern, die erwachsen werden, Trennung von der sexuellen Attraktivität, die wichtige mitmenschliche Beziehungen bestimmt, und Einsamkeit, die sich nur selten dem Leben des Mannes entsprechend mit Beruf und Erfolg verdecken und erfüllen läßt, fördern einen intensiven Umgang mit Trauerprozessen. Der Lernprozeß des Abschiednehmens ist eine Kunst, die sie beherr-

schen müssen, um nicht in weiten Bereichen ihres Lebens der Bitterkeit anheimzufallen oder Kränkungen und Einsamkeit passiv über sich ergehen zu lassen“ (32f.).

Das ist eine Erfahrung, auf die bisher nur selten aufmerksam gemacht worden ist. Jeder aber, der Trauernde begleitet, kann die Tatsache bestätigen: Männer trauern anders als Frauen. Sie liefern sich dem Schmerz nicht aus. Sie lassen dem Verlust wenig Raum. Sie mäßigen ihre Entbehrung, indem sie sich in Arbeit und neue Pläne stürzen. Sie erwarten von den Frauen, daß sie wieder funktionsfähig werden, daß sie sich wieder dem Alltag gewachsen zeigen, und wollen die natürliche Zeit der Trauerbewältigung abkürzen. Sie neigen dazu, so zu tun, als ob der Verlust akzeptiert und Trauer nun nicht mehr vonnöten wäre.

Einen Versuch, den Trauerprozeß darzulegen, hat Waldemar Pisarski in Anlehnung an Yorick Spiegel (Der Prozeß des Trauerns. Analyse und Beratung, München ²1973) in einem kleinen Büchlein „Anders trauern, anders leben“² gemacht. Er hat als Krankenhauspfarrer in Großhadern (München) unendlich viel Trauer erlebt, Verlust, Abschied, Schmerz und Tod. Pisarski verrät nicht, von welchen Menschen er etwas über das Trauernkönnen erfahren hat. Ich bin aber davon überzeugt, daß es Frauen waren, durch die er begriffen hat, was Trauerarbeit ist: Daß es richtig ist, traurig und verzweifelt zu sein, das Leben für eine Weile hintanzustellen und sich Zeit zu lassen, von Herzen zu trauern.

Wie verlassen aber bisher heute noch Frauen sind, wenn sie ihre Trauer leben, kann man in jeder Selbsthilfegruppe erfahren, in der sich Eltern nach dem Tod eines Kindes zusammenfinden. Man spricht heute von „verwaisten Eltern“, aber durchwegs sind es die verwaisten Mütter, die sich treffen, die in gemeinsamer Trauer, zum Teil über Jahre hinweg, den schweren Verlust aufarbeiten, ihn nicht verdrängen, ihn nicht verleugnen, ihn nicht übertünchen durch Betriebsamkeit, aufgelegte Fröhlichkeit oder Arbeitswut.

So ist es auch nicht von ungefähr, daß das Buch von Ursula Goldmann-Posch den Titel trägt „Wenn Mütter trauern“³. Sie hat der Erfahrung von Eltern nachgehen wollen, denen ein Kind gestorben ist. Und sie traf auf Mütter, die tief

trauerten, die noch Jahre nach dem Tod ihres Kindes dem nicht verblichenen Schmerz unmittelbar Ausdruck verleihen konnten. Die dennoch einen Weg ins Leben zurückgefunden hatten, aber gewandelt, verändert, gereift. Während Männer sich zum Teil dem Interview entzogen, auf ganz andere Weise reagierten, nicht mit Gefühl, nicht mit Entbehrung, nicht mit Schmerz, sondern eher mit Distanz, Überlegung, intellektueller Erklärung.

Was mag die Autorin veranlaßt haben, ein solches Thema aufzugreifen? Sie ist bisher als überaus sensible, intelligente Verfasserin von zwei Büchern aufgefallen („Tagebuch einer Depression“ und „Unheilige Ehen“, beide bei Kindler, München 1985). Frau Goldmann-Posch hat kein eigenes Kind verloren. Und dennoch ist es nicht ganz so falsch, auch in diesem Buch eine eigene Problematik zu vermuten. Es ist die Hellhörigkeit für die eigene Angst um das einzige Kind, das Nichtverdrängen, Nicht-übergehen-Können der Gefährdung. „Ein Martinshorn in der Mittagszeit, das Klingeln des Telefons, wenn die Schule längst beendet und das Essen gerichtet ist, ein versprochener Anruf aus dem Zeltlager, der nicht kommt, Menschengedränge um ein Fahrrad auf dem Asphalt – das sind die Augenblicke, wo, für Sekunden nur, mir diese Angst durch die Seele geht: Es ist etwas mit unserem Sohn passiert“ (14).

Diese Angst scheint die Autorin zu begleiten: „Der Tod, der unwiederbringliche Verlust eines Kindes ist der nie zu Ende geträumte Alptraum aller Eltern“ (14). Die Einfühlsamkeit und Behutsamkeit der Fragen, mit denen Frau Goldmann-Posch ihre Interviews gestaltet hat, und die herz-anrührende Schilderung der betroffenen Mütter lassen keinen Leser, geschweige denn eine Leserin, unbeteiligt.

In einer langen Einleitung macht sie sich Gedanken über das, was heute Trauerarbeit genannt wird. Die Einleitung ist anspruchsvoll, stellt theoretische Erwägungen an. Zum Schluß bringt sie Merksätze, die sowohl für die Trauernden wie für die, die sie begleiten wollen, hilfreich sind. Frau Goldmann-Posch sagt, sie hätte sich durch die ausführlichen Gedanken über Trauer und Trost abpuffern müssen gegenüber den Berichten der Frauen, Berichten ohne Selbstmitleid, aber

voller Verzweiflung und Trauer über den nicht wiedergutzumachenden Verlust im Tod eines Kindes.

Jedes der zehn Beispiele ist erschütternd in seiner Einzigartigkeit wie in der Verlassenheit der Mütter. Ein Beispiel über Totgeburt, eines über Unfalltod, verschuldet durch den Vater, eines über zwei Abtreibungen, ein besonders bewegendes über den fünfjährigen Kampf gegen die Leukämie des kleinen Sohnes, eines über einen Fünfzehnjährigen, der beim Spiel erschossen wurde, eines über eine Einundzwanzigjährige, die in einem psychotischen Schub Selbstmord verübte, eines, wo eine alleinstehende Mutter in der sicheren Erkenntnis, daß sie mit ihren vierjährigen Zwillingen nicht mehr leben kann, die Zwillinge zur Adoption freigibt, eines, wo eine Siebenundzwanzigjährige nach zehnjährigem Drogenmißbrauch den Weg in ein sinnvolles Leben zurückgefunden hat und wenige Monate später im Taxi ermordet wird. Und schließlich eines, das über einen Sohn berichtet, der auf dem Meer verschollen ist. Und, zu schlechter Letzt, eines über den Unfalltod eines kleinen Dreijährigen, dessen Mutter schon vorher zwei Kinder nach der Geburt verloren hat.

Lauter Katastrophen, lauter nicht akzeptable Geschehnisse, lauter Verweigerung bei den Müttern, das Unannehmliche anzunehmen. Es ist ein Buch voller Elend, voller Trauer, voller Verzweiflung. Die Frauen nehmen kein Blatt vor den Mund, äußern ihre Empörung, ihre Wut, ihr Leid, ihre Entbehrung. Sie stehen zu ihren Tränen, sie sprechen von ihrem Identitätsverlust, ihrer Orientierungslosigkeit noch Monate, noch Jahre nach dem Geschehnis.

In einem eigenen Kapitel wird nach der Trauer der Väter gefragt. Dabei äußern sich zwei Väter zum Selbstmord eines Sohnes. Wie anders Väter mit der Trauer umgehen als Mütter, ist beeindruckend. Die Unfähigkeit eines Mannes, zu trauern, die Trauer der Angehörigen, vor allem der Ehepartnerin, zu ertragen, ist nicht nur in diesem Buch belegt, sondern von fast allen betroffenen Müttern ebenfalls erfahren. Es gibt kaum eine Mutter, die sich nicht „mutterseelenallein“ fühlt in der Trauer um den Verlust eines geliebten Kindes.

Es wäre falsch, das Buch als Schilderung spek-

takulärer Vorfälle unter dem Aspekt des Sensationslüsterns zu sehen. Wohl sind die einzelnen Ereignisse spektakulär, wirklich, alles was geschildert wird, reicht über das alltägliche Unglück, über das tägliche Leid, das jedem von uns vertraut ist, weit hinaus. Doch trotz des Spektakulären ist die Schilderung des Leides so echt, so herzanrührend, daß das Leid der Mütter greifbarer wird als das Außerordentliche, das Einmalige, hoffentlich nie Wiederholbare des dramatischen Geschehens. Und das scheint das Wichtige an dem Buch zu sein: An der Trauer der Frau können Menschen lernen, ihre eigene Trauer und Verzweiflung zuzulassen.

Kernpunkt aber des Buchs ist der Bericht über Maxi, der mit 16 Monaten an Leukämie erkrankte und mit sechs Jahren starb, treulich begleitet von seinen Eltern, die zum Schluß nicht mehr um sein Leben beteten, sondern nur um die Kraft, dem Kind beistehen zu können. Es nimmt nicht wunder, daß gerade diese Mutter in München einen Selbsthilfekreis für verwaiste Eltern ins Leben gerufen hat. Die Frau sagt selbst, sonst hätte sie nicht überleben können; in der Zuwendung zu andern, im Leid der andern konnte sie sich wiederfinden, mußte sie sich nicht verleugnen, durfte sie trauern, gewann sie wieder ein Stück Muttersein, das sie nicht mehr hatte leben dürfen.

Trauer hat mit Erinnerung zu tun. So scheint es folgerichtig, daß Menschen, die trauern, offener werden nicht nur für das Leid der andern, sondern auch für den Verlust der eigenen Identität, wie er mit der Konfrontation der schrecklichen Geschehnisse in der nationalsozialistischen Zeit einhergeht. Ich meine, es wäre nicht von ungefähr, daß Pisarski nach seiner langjährigen Arbeit im Krankenhaus sich einer neuen Trauerarbeit zugewandt hat: Er ist Pfarrer an der evangelischen Versöhnungskirche in der KZ-Gedenkstätte Dachau geworden.

Der Schritt von der Trauer um einen geliebten Menschen hin zur Trauer in der Erinnerung an die eigene Schuld, zur Trauer um das eigene Versagen scheint noch auszustehen. Ob es wiederum die Frauen sind, denen es gelingt, die „Unfähigkeit zu trauern“ zu überwinden? *Marielene Leist*

¹ Mitscherlich, Margarete: Erinnerungsarbeit. Zur Psychoanalyse der Unfähigkeit zu trauern. Frankfurt: Fischer 1987. 176 S. Kart. 32,-.

² Pisarski, Waldemar: Anders trauern – anders leben. 2., durchges. Aufl. München: Kaiser 1988. 114 S. Kart. 10,80.

³ Goldmann-Posch, Ursula: Wenn Mütter trauern. Erinnerungen an das verlorene Kind. München: Kindler 1988. 384 S. Lw. 29,80.

Mysterium Liberationis

Enzyklopädie der Befreiungstheologie

Seit 1987 erscheint die deutsche Übersetzung einer monumentalen, auf 53 Bände geplanten Enzyklopädie der Befreiungstheologie lateinamerikanischer Provenienz. Im ersten Jahr sind sechs Bände dieser „Bibliothek Theologie der Befreiung“ erschienen. Bis weit in die 90er Jahre wird es dauern, bis der Verlag, dem für dieses Unternehmen Anerkennung gebührt, alle Bände herausgebracht haben wird (der angekündigte Erscheinungsrhythmus liegt jetzt bei etwa vier Bänden pro Jahr).

Zu diesem Gemeinschaftswerk tragen über 100 lateinamerikanische Theologen und Theologinnen bei, so daß man über die wenigen im deutschen Sprachraum bekannten Theologen hinaus

auch andere wird kennenlernen können. Überdies erfährt auch das Spektrum der Themen eine erhebliche Ausweitung. Diese thematische Vielfalt zwingt die Auseinandersetzung zu den zentralen theologischen Fragen hin und wird künftig wohl verhindern helfen, daß sich die eher peripheren Themen in den Vordergrund schieben. Auch wird sich der von Heinz-Joachim Fischer bei Ankündigung der deutschen Reihe geäußerte kirchenpolitische Einwand (FAZ, 18. 4. 1987), die Befreiungstheologie werde von einer (literarisch kaum nachweisbaren) „Theologie der Versöhnung“ abgelöst, theologisch erübrigen.

Daß dieses große Projekt, dessen Plan auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen 1983/84